

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Nachruf: Joh. Adolf Herzog, ein schweizerischer Schulmann und Schriftsteller
Autor: Fischer, J.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Joh. Adolf Herzog, ein schweizerischer Schulmann und Schriftsteller.

Am 30. Dezember 1915 wurde in Bettingen nach kurzer Krankheit Seminar-direktor Joh. Adolf Herzog mitten aus seinem reichen Wirken herausgerissen, der als hervorragender, neue Bahnen weisen-de Pädagoge längst weit über die Grenzen seiner engen Heimat hinaus sich einen autoritären Namen errungen hatte, als Schriftsteller dagegen in der breitern Öffentlichkeit weniger bekannt war, trotzdem er in seinem „Schweizerdorf“ einen der gehalt-vollsten und formvollendet-sten heimischen Volksromane geschaffen, weil er eben seine Haupt-werke, das „Schweizerdorf“ und die „Lebens-kreise“, unter dem Pseudonym Viktor Frey herausgegeben hatte. Es mag daher angezeigt sein, seinen Lebensgang und seine literarische Wirksamkeit hier kurz zu über-blicken.

Joh. Adolf Herzog wurde am 15. April 1850 im fränkischen Dorfe Hellikon geboren.

Sein Vater, von Beruf Schmied, war ein wackerer, gerader Mann, von ausgeprägtem Rechtlichkeitssinn, wurde aber in frühen Jahren von der bei seinem Be-rufe häufigen Krankheit, der Lungen-schwindsucht, weggerafft, die Witwe mit zwei Knaben in bescheidenen Verhältnissen zurücklassend. Die Mutter war eine stille, verständige, gemütstiefe und feinfühlige Natur, vom Schlag jener gelas-senen, verinnerlichten Frauengestalten, die Gottfried Keller in der Großmutter



Joh. Adolf Herzog (1850—1915).

Lee des Grünen Heinrich so prächtig geschildert hat und die oft im harten Ringen um das auf sie gestellte Familiendasein eine so verblüffende Tapferkeit und Tatkraft an den Tag legen. Mit ihrer treuen mütterlichen Hingabe und ihrem sichern Takt verstand sie die Erziehung der beiden kraftvoll heranwachsenden Knaben auf gute Bahnen zu lenken. Beide Söhne hingen zeitlebens mit dankbarer, inniger

Liebe und Ver-ehrung an ihr, und als sie in einem Alter da-hinschied, wo der Tod als unver-meidlicher Tribut an die Natur erscheint, griff es beiden noch schwer an die Seele. In der Mutter Verena im „Schweizer-dorf“ hat ihr Herzog ein edles Erinnerungsmal gesetzt. Die Sze-ne, wo sich der Sohn seiner Mutter über sein religiöses Innen-leben offenbart und sie beruhigt, gehört wohl zum Schönsten, was schon über das Verhältnis von Mutter und Sohn geschrieben

worden ist.

Eine Verstümmelung der rechten Hand, die der Sohn Adolf schon in zartem Alter an einer Dreschmaschine erlitt, gab Anlaß zu seiner wissenschaftlichen Ausbil-dung. Mit gutem Erfolg durchlief er das Gymnasium zu Solothurn, wo er bei einem geistlichen Oheim seiner Mutter in Rost und Unterkunft kam. Es scheint dieser Vetter eine prächtige Priestergestalt ge-wesen zu sein, ein wahrhafter Verkünder des Evangeliums der christlichen Nächsten-

liebe, Duldsamkeit und Versöhnlichkeit, nach alt Wessenbergischer Schule, der dem jungen Zögling ein wohlwollender Pflegevater wurde. Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß seine seelischen Züge in der edeln Priestergestalt des Beda in den „Lebenkreisen“ und den „Politischen Briefen“ ihre Spiegelung gefunden haben. Nach gut bestandener Maturität studierte Herzog in Basel und Lausanne Geschichte, neuere Philologie und Kunstgeschichte. In Basel war er ein eifriger Schüler Jakob Burckhardts, bei dem er sich die Grundlage für sein umfassendes historisches Wissen und sein feines Verständnis für Kunst holte und zu dem er sein Leben lang in hoher Verehrung emporblickte. In Basel hörte er auch Kollegien beim jungen Nietzsche. Voll Begeisterung über die bei Jakob Burckhardt empfangenen Eindrücke unternahm er von Lausanne aus mit drei gleichgestimmten Kommilitonen eine Studentenfahrt nach dem klassischen Land der Schönheit, nach Italien, meist zu Fuß, so recht nach altromantischem Rhythmus, voll Sorglosigkeit und Lichtglanz, aber auch reich an wertvollen, dauernden Anregungen und Erinnerungen. Als Aktiver der Zofingia verstand der flotte Musensohn daneben auch dem studentischen Frohmut sein Recht werden zu lassen, und bis ins gereifte Mannesalter hinein gehörte es zu seinen schönsten Erholungen, gelegentlich in studentisch angehauchter Tafelrunde bei erinnerungsfrohem Sang und Klang seiner sprühenden Laune die Zügel schießen zu lassen.

Schon im Herbst 1871 bestand der junge Herzog mit bestem Erfolg das Staatsexamen, und der einundzwanzigjährige Mann zeigte sich an der Bezirkschule Laufenburg, wohin er sofort gewählt worden war, als eine solch tüchtige und anregende Schulkraft, daß er bereits nach drei Jahren ans Lehrerseminar Wettingen gewählt wurde. Hier scheint er von Anfang an auf die Schüler förmlich faszinierend gewirkt zu haben. Lassen wir hierüber einen seiner ehemaligen Zöglinge sprechen (Nachruf von Arthur Frey im „Aarg. Tagblatt“): „Ich sehe ihn noch, wie er in den Prüfungsaal hereingeschritten kam, eine hochgewachsene, stattliche Gestalt von energisch straffer Haltung, die

breiten Schultern etwas zurückgedrängt, daß die Brust sich unter dem blauen, dichtgeschlossenen Rock mächtig wölbte, den kräftig geschnittenen, vom rötlichen Bart umrahmten Kopf leicht in den Nacken gelegt, ein Mann, dem ein erfahreneres Auge als das unsrige leicht angesehen hätte, daß er Freude daran empfand, sich ganz in der Gewalt seines Geistes, seines Wissens zu fühlen. Als er sich niedergelassen hatte, wanderte sein Auge, ein leuchtendes, tiefes Auge, langsam von einem zum andern, nicht fragend, forschend, bohrend, sondern ruhig prüfend, ermutigend — wie oft noch hat es später so auf jedem von uns geruht! — und um den Mund spielte ein heimliches, zutrauenerweckendes Lächeln. Wir wurden seine Schüler. Er erteilte uns Unterricht in deutscher Sprache und Geschichte, einen Unterricht, der uns nicht nur Kenntnisse, sondern auch tiefe Empfindungseindrücke, künstlerische Genüsse verschaffte, die uns zeitlebens in der Seele bleiben werden. Es gab Stunden — für die meisten von uns die einzigen, wo dies der Fall war — da uns das Schlusszeichen der Schulglocke wehtat.“

In Baden, wo er mit seiner Mutter in der Folge Domizil nahm, fand er einen Kreis jugendfroher, treuer Freunde und in Fräulein Elise Fischer, gewesener Lehrerin in Ennetbaden, eine verständnisvolle Lebensgefährtin, mit der er achtundzwanzig Jahre in glücklichstem Familienleben zusammen sein konnte. Vier Kinder, wovon jedoch zwei im zartesten Alter starben, entsproßten der Ehe.

Im Frühjahr 1898 wurde Herzog als Nachfolger von Prof. Adolf Frey an die Kantonschule in Aarau berufen, um nach nicht ganz dreijähriger Wirksamkeit wieder nach Wettingen zurückzufahren, diesmal als Leiter der Anstalt am Platze des Ende 1900 verstorbenen Seminardirektors Kelller. Damit hatte er das Wirkungsfeld gefunden, das seinem ganzen Wesen am meisten entsprach, ihm wie auf den Leib geschnitten war. In fast fünfzehnjähriger, intensivster Tätigkeit brachte er die Anstalt zu hoher Blüte, und verschiedene fruchtreiche Reformen geben bleibende Runde von seinem Walten. Wie weithin das Seminar Wettingen in Ansehen stand, beweist die Tatsache, daß öfters ausländische

Schulmänner es zu besuchen kamen, um seine Einrichtung zu studieren, und es an verschiedenen Orten bei Neugründungen zum Vorbild genommen wurde, so in Ungarn und Finnland. Seiner Initiative ist es zu danken, daß die Anstalt auch in baulicher Hinsicht wertvolle Verbesserungen erfuhr und daß insbesondere einmal eine stilgemäße Renovation der altehrwürdigen Klosterkirche zustande kam.

In literarischer Hinsicht hat uns der Heimgegangene ein reiches Erbe hinterlassen. Zunächst bewegte sich seine schriftstellerische Tätigkeit mehr auf pädagogischem Gebiete, und als wichtigstes Werk ist da zu nennen seine 1892 erschienene „Schule und ihr neuer Aufbau auf natürlicher Grundlage“, ein Reformwerk, das in geistvoller und überzeugender Weise für eine harmonische, gleichmäßig alle Anlagen des Körpers, des Geistes, der Seele und des Gemütes umspannende Ausbildung der Jugend plädierte. Das Werk fand vielfachen, begeisterten Wiederhall, hatte aber doch — vielleicht weil es der Zeit zu sehr voraneilte — wie sein Nachfolger, Seminardirektor Pfyffer, in der Leichenrede konstatieren mußte, nicht den äußern Erfolg, der dem innern Gehalt hätte entsprechen sollen: „Was später von andern als große Entdeckung gepriesen wurde, wovon man sich oft eine völlige Umwälzung der Erziehung versprach, das hatte Herzog Jahrzehnte vorher schon ausgesprochen, allerdings ohne alle Ueberschwänglichkeit, ohne viel Aufhebens zu machen, was zu seinem tiefbescheidenen Wesen nicht gepaßt hätte. So ging es mit der Kunsterziehung, so mit der heute wieder besonders betonten staatsbürgerlichen Erziehung. Das vor zwanzig Jahren entstandene Buch Herzogs enthält immer noch das Beste, was bis heute hierüber gesagt worden ist.“ Im Jahre 1895 war „Wie sind Gedichte zu lesen, eine Vorschule zur Poetik“, 1900 „Was ist ästhetisch?“ und 1914 eine „Poetik“ erschienen, Werke, in denen sich der einstige Schüler Jakob Burchardts deutlich offenbarte. Als einer der ersten Pioniere für den bürgerlichen Unterricht hat Herzog schon vor zwei Jahrzehnten eine „Staatskunde“ geschrieben, die soeben in dritter Auflage erschienen ist. Als erfahrener, mit der Psycho-

logie des Schülers wohlvertrauter Lehrer verstand er das an und für sich so spröde Fach dergestalt aufzubauen, daß es dem Verständnis und Horizont des angehenden jungen Staatsbürgers in glücklichster Weise gerecht zu werden vermag.

Ziemlich spät wandte sich Herzog dem belletristischen Gebiet zu. Zwar war schon 1891 von ihm unter dem Pseudonym Hansel Truth ein kleiner Zukunftsroman „Am Ende des Jahrtausends“ erschienen (bei Benno Schwabe), der Zukunftstraum von einer sozial und kulturell glücklicher und höher organisierten und entwickelten Menschheit — der freilich jetzt in der Zeit der organisierten Zivilarbeit wieder aktuelles Interesse erhält — ein üppiges Spiel blühender Phantasie, bisweilen von stimmungsvollstem lyrischem Schwung durchhaucht. Aber der Verfasser scheint dem Erstlingswerk später selbst keine große Bedeutung mehr beigemessen zu haben.

Im Jahr 1907 erschien sodann in der Deutschen Verlags-Anstalt unter dem Geheimnamen Viktor Frey „Das Schweizerdorf“, ein Schweizer Volksroman im besten Sinn des Wortes, schlicht und einfach, aber von hohem menschlichem und vaterländischem Tiefgehalt, ohne aufgefremptes Gamashenheroentum, aber doch mit kraftvoller Gestaltenzeichnung, in ungekünstelter, aber leuchtend klarer, mitunter zu Gottfried Kellerscher Plastik ansteigender Sprache. Das Werk wurde in der Schweiz von Carl Friedrich Wiegand mit folgenden Worten begrüßt: „Das Erstlingswerk eines mir bis heute unbekannten Autors, ein Werk, dessen sittliche Kraft einen Goldhort überlagert. Schon nach wenigen Seiten Lektüre hatte ich den Eindruck, einer markigen Mannesnatur gegenüberzustehen, welche die Lebensmitte schon mindestens ein Dutzend Jahre rückwärts ließ. Wer sich gern an einem vertrauenerweckenden Starken aufrichtet, greife zu diesem Buch. Der Jugend, die eine Stütze sucht, dem Erwachsenen, der nach Weggenossen späht, dem Gereiften, der sich gerne einmal der Richtigkeit seiner Urteile versichert, wird dieses neue Werk eine Fundgrube sein. Wenn man den dauerhaften und fernen, gedrängten und vollsaftigen Roman aus der Hand legt, steigt der nicht allzuhäufig gehegte Wunsch

auf: Den Autor möchtest du kennen lernen. Die reife Arbeit Viktor Freys ist ein Werk der intimsten Heimatkunst, ein selbst geschaffenes individuelles Kunstwerk... Ein Kämpfer ist hier am Wort, aber kein Heißsporn. Ein Stück Schmerz hat hier ein wahrhaftiger und guter Mensch sich vom Leibe geschrieben. Wer so wie Viktor Frey um seine Lebensanschauung, um sein Weltbild gerungen, der ist würdig, gehört zu werden." Im Ausland wurde das Buch mit Jeremias Gotthelfscher Heimatkunst verglichen. Doch auch diesem Werk, das erst die zweite Auflage erlebt hat, war bisher nicht der verdiente Erfolg beschieden.

Noch ein heißeres, schmerzentlastendes Ringen um Lebensanschauung und Weltbild vibriert in den „Lebenskreisen“ und den im Zusammenhang damit stehenden „Politischen Briefen“, erstere nur im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“ 1911 erschienen, letztere erst nach des Verfassers Tod bei Sauerländer & Cie. in Aarau herausgekommen. Die Hauptfigur in den „Lebenskreisen“ ist der Spitalarzt einer schweizerischen Mittelstadt, Dr. Welti, ein philosophisch veranlagter Menschenfreund von umfassendem Wissen. Er lebt mit seiner edelgesinnten, feingebildeten Frau und der ideal veranlagten jüngern Tochter in glücklichstem Familienleben geborgen. Dr. Welti ist eng befreundet mit dem Spitalgeistlichen Beda, einer priesterlichen Lichtgestalt von geläutertstem Christentum. Es kann nicht fehlen, daß die beiden Höhennaturen mit dem rauhen, wirren, mulligen Leben in schmerzende Frictionen geraten, und die Kontraste sind nahe genug zur Hand. Die ältere Tochter Weltis ist in schroffem Gegensatz zur jüngern eine eitle, pharisäische, erfolgsgierige und seelisch defekte Weltdame und wiederum zu ihr im Gegensatz ihr Mann, Fabrikant Schmittenberger, eine fernwadere Tatnatur. Der jüngere Bruder Bedas, der Advokat Marcus, ist ein kynischer, innerlich zerstörter Demagogie-Akrobat, der mit Frau Schmittenberger ein Verhältnis hat und mit seiner vollendeten vorgetäuschten Idealistenmaske auch die jüngere Tochter zu betören und zu gewinnen versteht. Kein Wunder, daß der sich entwickelnde

Knäuel von Konflikten in den beiden Freunden die tiefsten Probleme des Lebens aufrüttelt und sie die Köpfe zergrübeln läßt über Mittel und Wege, wie die Menschheit auf höhere Warten, zu mehr Einsicht, Vernunft und wahrem Menschenglück geführt werden könnte.

Die „Politischen Briefe“ sind als Briefwechsel zwischen Dr. Welti, Beda und noch zwei andern Freunden der „Lebensfreise“ gedacht. Die vier Freunde, aufrichtige, glühherzige Patrioten, schütten sich da ihr vollgepreßtes Herz aus über die vielfachen Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen, die ihnen das öffentliche Leben gebracht hat: über die Oberflächlichkeit, Pflichtseichtheit und Kleinlichkeit der Menge, die grundsätz- und rückgratlose Streb- sucht so vieler Führer, die kleinliche Interessen- und verderbliche Geschäftspolitik, das unfruchtbare Parteigezänke, die Unzulänglichkeit eines großen Teils der Presse, die, statt das Volk aufzulären und zum Gesamten zu führen, sich in ödem Tagesquatsch, in engherzigem Geschäftsinteresse und Parteiverhebung Genüge tut, und so viele andere Gebrechen an unserm Volksleben. Es ist eine bitter- ernste Zwiesprache, die da die vier Freunde in banger Sorge um ihr Land und Volk tauschen. Und sie halten sie wohl nicht allein. Hunderte, die zu dieser ernsten Zeit zum inhaltvollen Buche greifen, nehmen daran teil, richten sich aber mit ihnen auch wieder auf am gläubigen Optimismus, der immer wieder das schwere Gewölk durchbricht, in Stellen wie dem prächtigen Worte Bedas: „Es ist wahr, wir können die Beweise für die göttliche Begleitung nicht mathematisch erbringen, aber das Gegen teil ebensowenig; es ist uns freigestellt, das eine oder das andere anzunehmen. Warum sollen wir dann statt des zerstörenden nicht den aufbauenden und beglückenden Glauben vorziehen dürfen?... Der Materialist senkt seinen Blick zur Erde. Sie ist der Boden, auf dem wir entstehen, wachsen und vergehen, sie allein bietet uns die Mittel zum Dasein. In der Höhe, meint er, haben wir nichts zu suchen. Aber dort oben trifft unser Blick auf die Sterne, und wir erkennen, daß noch etwas über uns ist, unerreichbar zwar, aber unendlich groß und verheißend.“

J. Fischer, Baden.



SWITZERLAND
1970.

O.F.

Gottlieb Kägi, Zürich.

Am Zürichsee.
Phot. Hermann Linc, Winterthur.

